
Die Kartographie der Kultur aus blendender Nähe

Anna-M. Horatschek

Die Frage nach der Zukunft der Geisteswissenschaften reagiert auf eine unausgesprochene Vorannahme, die lautet: Die Geisteswissenschaften haben keine Zukunft, weil sie keine Funktion erfüllen, weil sie nutzlos sind. Wozu in Zeiten vielfach beschworener Geldnot Steuergelder verpulvern für das verbeamtete Nachdenken? Die hier umrissene Perspektive trifft sich in dem Kürzel von der Krise der Geisteswissenschaften.

Unter dem Druck der radikalen Ökonomisierung, dem daraus resultierenden Verdrängungswettbewerb der Wissenschaften und der zunehmenden Gleichsetzung von wissenschaftlichem Erkenntnisgewinn und markt- und anwendungsorientierten Leistungsanforderungen rechnen sich Investitionen in die Geisteswissenschaften nicht, da deren Forschungen weder wirtschaftlich unmittelbar verwertbare Erkenntnisse produzieren noch Arbeitsplätze schaffen. Was sich nicht rechnet, muss in einer der Marktwirtschaft verschriebenen Welt des Spätkapitalismus seine Existenz anderweitig legitimieren. Wie also können die Geisteswissenschaften sich legitimieren?

Zwei Argumentationslinien stehen sich in den Philosophischen Fakultäten der Universitäten gegenüber. Die erste Gruppe knüpft an die Kosten-Nutzen-Perspektive an mit dem Hinweis, dass insbesondere die Philologien ein Großteil der Lehrerschaft ausbilden. Dieses Argument verschiebt die Legitimation jedoch lediglich auf die Ebene der

Schulbildung, denn wenn die Geisteswissenschaften auf der Universitätsebene keine Daseinsberechtigung haben, stellt sich die Frage für den Schulunterricht erneut: Wozu Wissen erarbeiten und lehren, das der Arbeitsmarkt – zumindest gegenwärtig und unmittelbar – nicht braucht.

Die zweite Gruppe beschreitet den mühsamen und keineswegs abgeschlossenen Weg der Grundlagenreflexion und formuliert die Aufgaben und Leistungen der Geisteswissenschaften in einer sich national und international rapide wandelnden Gesellschaft und Universitätslandschaft (erneut) aus. Dieses längst überfällige und überaus fruchtbare Projekt deckt widersprüchliche Zielvorstellungen und Selbstwahrnehmungen auf und führte insbesondere in den Philologien zur Öffnung der Geisteswissenschaften typisch deutscher Prägung für die anglo-amerikanischen *Cultural Studies*, deren Wurzeln ironischerweise zum Teil bis in die deutschen Kulturwissenschaften um 1900 zurückreichen. Die folgenden Überlegungen ordnen sich dieser selbstreflexiven Bestandsaufnahme und Verortung aus der Perspektive der Sprach- und Kulturwissenschaften zu.

Kultur und Wirklichkeitsmodelle als Untersuchungsgegenstand

Worin besteht die Aufgabe der Sprach- und Kulturwissenschaften? Eine als gut gemeinte Hilfestellung den Geisteswissenschaften angetragene Aufgabe lautet: Sie könnten Orientierung bieten in unserer hochkomplexen und undurchschaubaren Welt, indem sie die Frage nach dem Warum unserer Zeit und Gesellschaft beantworten. Diese Funktion der Sinnstiftung als Wertsetzung wollen und können die Geisteswissenschaften nicht übernehmen, denn ihre Arbeit ähnelt weder der von Ethikräten noch der von religiösen Gemeinschaften. Als Wissenschaften besteht

ihre Aufgabe wie diejenige der Naturwissenschaften darin, ihren Untersuchungsgegenstand zu beobachten und mithilfe von bestehenden Erklärungskategorien und -modellen zu beschreiben und zu analysieren. Der Untersuchungsgegenstand der Geisteswissenschaften unterscheidet sich allerdings fundamental von demjenigen der Naturwissenschaften. Geisteswissenschaften untersuchen „die kulturelle Form der Welt“ (W. Frühwald). Der Begriff ‚Kultur‘ wird im Rahmen der Kulturwissenschaften nicht, wie in den traditionellen Geisteswissenschaften, werthierarchisch, sondern analytisch verwendet. Das heißt: Kultur umfasst alle Aspekte der Wirklichkeit, die dem Menschen eigen und die menschengemacht sind. Dazu zählen Literatur und Kunst, soziale Strukturen, Institutionen, Rechts-, Ordnungs- und Wertmodelle. Diese Phänomene bilden hochkomplexe dynamische Systeme, deren Untersuchung sich als überaus schwierig erweist, da sie wie der Mensch für externe Beobachter intransparent und unberechenbar sind und nicht nach einfachen Reiz-Reaktions-Zyklen, sondern primär selbstreferentiell und operativ geschlossen agieren. Sie orientieren sich nicht primär an empirisch verifizierbaren Fakten, sondern an kulturell produzierten Modellen von Wirklichkeit, die historisch, ethnisch und nationalkulturell unterschiedlich aussehen. Diese vom Einzelnen normalerweise unreflektiert und distanzlos umgesetzten Wirklichkeitsentwürfe bilden die Bedingung des menschlichen Weltzugangs. Sie bilden auch die Grundlage aller Natur-, Geistes- und Kulturwissenschaften mit ihren unterschiedlichen methodischen Zugriffen auf die Phänomene der Welt. ‚Natur‘ meint in den Kulturwissenschaften analog einen historisch und ethnisch unterschiedlich definierten Bereich, der das Andere der Kultur oder auch jenes Etwas markiert, mit dem der Mensch umzugehen hat. „Mensch sein heißt unter den Bedingungen der Möglichkeit von Kultur leben“ (H. Böhme).

Einen privilegierten Zugang zu diesen kulturell produzierten, Wirklichkeit organisierenden und als natürlich verkannten Weltmodellen eröffnet die Literatur, denn sie bildet nicht Wirklichkeit ab, sondern hat „Einstellungen zu Modellvorstellungen von der Welt zu ihrem Gegenstand“ (L. Fietz). Literatur verortet sich in einer kulturwissenschaftlich geöffneten Philologie als „key marker and agent in the making of cultures; ... a key cultural deposit; ... the very texture of memory; ... a main historical register of thought, ideology, belief, feeling ...“ (V. Cunningham). Um dem Funktionsgewinn eines kulturwissenschaftlich angereicherten Textbegriffs Rechnung zu tragen, behandelt bei diesem Ansatz eine „stereophonische“ Lektüre (W. Moser) die literarischen Texte zum einen in ihrem ästhetischen und (selbst)reflexiven Sonderstatus gegenüber anderen Texten, andererseits jedoch als zentrale Instanz der Archivierung, Kommunikation, Illustration und Produktion von kulturellen Prozessen. Die Ästhetisierung, das heißt in diesem Fall die Bearbeitung der Lebenswelt durch ihre Fiktionalisierung, erfordert und ermöglicht die für jede Analyse notwendige Distanz von der Kultur, die unsere Welt ist, als Gegenstand der wissenschaftlichen Beobachtung.

Der hier umrissene Literatur- und Kulturbegriff als Untersuchungsgegenstand der Geisteswissenschaften markiert eine Abwendung vom „deutschen Sonderweg der Geisteswissenschaften“, die vor allem die Philologien seit den 1980er Jahren vollziehen. Der Sonderweg bestand in der in dezidiert Abgrenzung von den Naturwissenschaften seit Dilthey entwickelten und institutionell etablierten textzentrierten Hermeneutik als Leitmethode der Geisteswissenschaften, die als Hegelschen Restbestand die vornehmlich hoch-kulturellen Gegenstände „als Objektivationen des Geistes im sprachzentrierten Modell philologisch-hermeneutisch“ auslegte. Die Verabschiedung dieser

Tradition antwortet auf die aus dem gesellschaftlichen Wandel erwachsenden neuen Herausforderungen, die sich „aus Prozessen der Globalisierung und Interkulturalität, der Medien- und Kommunikationsentwicklung sowie der Informations- und Wissenskulturen ergeben haben“ (H. Böhme). Die Aufnahme der Begriffe ‚Kulturwissenschaft‘ oder ‚*Cultural Studies*‘ in die Bezeichnung von Instituten und Studiengängen markiert diesen Bruch.

Die Befürchtung, diese „Austreibung des Geistes aus den Geisteswissenschaften“ (F. Kittler) breche mit dem humanistischen Erbe des Abendlandes, ist berechtigt. Die Perspektive der *Cultural Studies* verabschiedet das Konzept des selbstmächtigen Subjekts und sieht den Menschen eingebunden in ein schwer durchschaubares Netzwerk kultureller Diskurse und Interessen, ja die gesamte humanistisch argumentierende Tradition erscheint aus diesem Blickwinkel als ein durch historische Bedingungen hervorgetriebener Weltentwurf, dessen Sinn- und Erklärungspotenzial sich unter Bedingungen der Moderne und Postmoderne erschöpft hat.

Es ist nicht die Aufgabe einer Wissenschaft, moralisch zu argumentieren und den mit diesen Veränderungen verbundenen Wertewandel zu beklagen oder analytisch unhaltbare Modelle zu verteidigen, sondern sie muss Methoden und Konzepte entwickeln, die das sich rasant verändernde Gefüge von Kultur, Gesellschaft, Ökonomie und Politik in den Blick bekommen. Die wegen ihrer Komplexität und schwer zu vermittelnder Fachbegriffe häufig beklagte Theoretisierung der Literaturwissenschaften bildet die Antwort auf diese zunehmend komplexe Wirklichkeit, die Theorieschulen sind nicht Zeichen der Inkonsistenz der Wissenschaften, sondern eröffnen einen „demokratischen, dezentralisierten und polyperspektivischen Verständigungsprozess über die vielfältigen kulturellen und interkulturellen Phänomene und Probleme“ (B.

Herrmann)]. Auch die komplexeste Theorie stellt, wie in den Naturwissenschaften, eine arbeitstechnisch notwendige Vereinfachung des durch sie beschriebenen Untersuchungsgegenstandes dar, im Falle der Geistes- und Kulturwissenschaften der durch sie beschriebenen kulturellen Wirklichkeit. Jede Beschreibung von Wirklichkeit ist eine Fest-Stellung im Bewusstsein ihrer Vorläufigkeit.

Interdisziplinarität und polyphone Wirklichkeit

Unsere polyphon verfasste Wirklichkeit kann nur mit interdisziplinär angelegten Werkzeugen angegangen werden. Diese Notwendigkeit schlägt sich in den literaturwissenschaftlich relevanten Theorien insofern nieder, als sie ihre Impulse vielfach aus Nachbardisziplinen wie der Psychoanalyse, der Historiographie und Linguistik, aber auch aus der Ethnologie, der Soziologie und der Biologie beziehen. Die immer wieder angemahnte Interdisziplinarität der Geisteswissenschaften hat sich über diesen Theorie-Import mithin längst vollzogen. Allerdings manifestiert sie sich eher selten als von Evaluierungskommissionen gerne gesehenes interdisziplinäres Projekt einer Forschergruppe, sondern als interdisziplinär fundierter Forschungsansatz, dessen Ergebnisse sich vornehmlich in der Monografie als der primären Form geisteswissenschaftlicher Publikationen präsentieren.

In diesem Kontext ist der immer wieder geforderte Dialog mit den Naturwissenschaften eine zweischneidige Sache. Was meint hier Dialog? Die keineswegs überholte Zweikulturen-Diskussion von F. R. Leavis und C. P. Snow im England der 1960er Jahre zeigt, dass das Problem des Dialogs zwischen den *humanities* und den technisch-naturwissenschaftlichen Disziplinen kein inhaltliches, sondern ein methodisches ist. Wo Wirklichkeit und Wissen-

schaft unter fundamental unterschiedlichen Hinsichten definiert und wissenschaftlich erforscht werden, da bilden methodische Selbstreflexion und Verzicht auf universale Definitionshoheit auf *beiden* Seiten die Bedingung eines Dialogs. Der Gewinn eines solchen Dialogs wird allerdings unausgesprochen ausschließlich auf Seiten der Geisteswissenschaften vermutet. Vor diesem Fehlschluss ist zu warnen: Der Preis für die Vernachlässigung einer dezidiert geistes- und kulturwissenschaftlich spezifischen Methodologie besteht in der Blindheit für die ureigenen Forschungsfelder der Geisteswissenschaften, denn „mit dem Wandel des Wissenschaftskonzeptes verändert sich der wissenschaftliche Gegenstand“ (B. Herrmann). Die Funktionsweisen von kulturellen Fakten lassen sich nicht mit dem Zentimetermaß herausfinden.

Trotz der angemessenen methodologischen Reaktion auf die radikalen Umbrüche kultureller Systeme sind die Notwendigkeit der wissenschaftlichen Arbeit an diesen Systemen und der dafür erforderliche theoretische Aufwand in Politik und Öffentlichkeit schwer zu vermitteln. Während die Schwierigkeit von Einsteins Relativitätstheorie die Ehrfurcht des Laien vor dem naturwissenschaftlichen Denkgenie erhöht, gilt die Komplexität der Thesen von Jacques Derrida, Michel Foucault oder Julia Kristeva als überflüssiger Jargon. Warum?

Die Kultur- wie die Geisteswissenschaften untersuchen einen Gegenstand, den jeder zu kennen glaubt. Wir alle leben und erleben Welt so ausschließlich und distanzlos in, mit und durch Kultur, dass wir nachgerade blind sind für ihre Allgegenwart und Wirkmächtigkeit. Die Erfahrung, dass wir in ihr funktionieren, führt zu dem Fehlschluss, sie zu durchschauen und zu verstehen. Dabei stellt gerade das nichtreflektierte Ausagieren scheinbar unmittelbar gegebener kultureller Codierungen die Bedingung ihres möglichst reibungslosen Funktionierens dar. Kultur muss also zu-

nächst einmal als Untersuchungsgegenstand zubereitet werden, damit sie in ihrer je historischen Form erkennbar wird.

Ein ähnliches Problem stellt sich bei der Literatur als dem ureigensten Forschungsfeld der Philologien. Dass es sich bei Musik, einem Gemälde oder einer Statue um Kunst handelt, deren Verständnis die Kenntnis anderer Kommunikationsregeln voraussetzt als die Deutung einer Sirene, einer Straßenkarte oder eines Zaunpfahls, ist leicht einzusehen. Literatur jedoch – zumal realistisch geschriebene Literatur – benutzt dasselbe Material wie die Normalsprache und es bedarf eines beträchtlichen intellektuellen und begrifflichen Aufwandes, um den Unterschied zwischen einem fiktionalen Text und der Alltagssprache sowie die komplexen Funktionen literarischer Kommunikation zu markieren und zu beschreiben. Genauso schwierig wie der Kunstcharakter der Dichtung lässt sich „das historische Apriori der Kultur“ (H. Böhme) erkennen, gerade weil Literatur als sprachliches Gebilde und Kultur als alltägliche Lebenspraxis uns bis zur Unsichtbarkeit nahe stehen. Ein weiteres Beispiel für die Schwierigkeit, die blendende Nähe des Alltäglichen als Untersuchungsgegenstand zu konstituieren, bildet die Medienlandschaft der Gegenwart. Ausgerechnet der tägliche gänzlich distanzlose Umgang mit einer Welt mündlicher, schriftlicher und elektronischer Kommunikation lässt die materialen Unterschiede der verschiedenen Medien und ihre Auswirkungen auf kulturell dominante Vorstellungen von Autorität, Wahrheit und Bedeutung im Dunkeln, wenn nicht die Medienwissenschaften die wirkmächtigen Implikationen dieses medialen Unbewussten herausarbeiten würden. Die Befunde dieser Untersuchungen besitzen unmittelbare Relevanz für das nahezu kritiklose Bestreben, die Gutenberggalaxis (M. McLuhan) durch eine möglichst umfassende Digitalisierung von Information und Kommunikation in Computer und Internet abzulösen.

Institutionelle Praxis und Krise der Arbeitsbedingungen

Zum Abschluss einige Anmerkungen zur institutionellen Praxis der Geistes- und Kulturwissenschaften. Die Geistes- und Kulturwissenschaften sind eingebunden in den universitären Kontext und stellen damit „eine auf Dauer gestellt, also institutionalisierte und charakteristisch moderne Form der Selbstreflexion der Gesellschaft dar“ (H. Böhme). Meine Überlegungen konzentrierten sich vor allem auf die Funktion der geistes- und kulturwissenschaftlichen *Forschung*. Deren Ergebnisse sowie die methodischen Vorgehensweisen sollen im Rahmen der universitären Lehre weitergegeben werden. Hier kommt in der Tat den Lehramtsstudiengängen eine nicht zu unterschätzende Bedeutung als Scharnier zwischen wissenschaftlicher Forschung und kulturell-gesellschaftlicher Alltagspraxis an den Schulen zu. Denn was die Menschen – Studierende, Schüler und Lehrer – in einer sich zunehmend schneller verändernden und globalisierten Welt brauchen, um nicht zu blinden Konsumenten spätkapitalistisch simulierter Waren- und Medienwelten zu mutieren, sind Erkenntnisinstrumente und Modelle, um diese Welt zu deuten. Dieses Lesen der „Kultur als Text“, als „selbstgesponnene[s] Bedeutungsgewebe“ (C. Geertz) aus Sprache, Ritualen, Mythen, Kunstwerken, Institutionen und Architekturen wird eingeübt bei der theoriegeleiteten Analyse der Vernetzungen von Mensch und Umwelt, Technik und Medialität, Moral und Ökonomie, Wissenschaft und Religion in literarischen Texten. Der Umgang mit Literatur als experimentelle Anordnung von ethnisch und historisch spezifischen Modellvorstellungen von Welt zielt unter anderem auf die Erfassung kultureller Wirklichkeit und die „Problematisierung reifizierter Realitätsmodelle“ (L. Fietz) ab.

Mein eigenes BA-Studium an der amerikanischen Eliteuniversität Berkeley sowie meine Lehre im Rahmen eines

Professoren-Austausches in Maryland zeigten, dass sich die Qualität der Forschung in Deutschland durchaus mit derjenigen in den USA messen kann, vor allem wenn die Schimäre von einer deutschen Eliteuniversität nach dem Modell von Harvard aufgegeben und die breite Streuung wissenschaftlich anspruchsvoller geistes- und kulturwissenschaftlicher Institute an deutschen Universitäten bedacht wird. Die Krise der Geisteswissenschaften ist zum Großteil eine Krise ihrer Arbeitsbedingungen. Daher drei pragmatische Hinweise auf überflüssige Hemmnisse, die das Forschungspotenzial der Geistes- und Kulturwissenschaften an deutschen Universitäten massiv einschränken:

1. Der Alltag in den Philosophischen Fakultäten wird in einem für ausländische Gastprofessoren unglaublichen Ausmaß bestimmt durch den exorbitant hohen Aufwand für Verwaltungs- und Gremienarbeit – mit immer noch steigender Tendenz – sowie die Abfassung von Antrags- und Selbstbeschreibungsprosa mit der Vorgabe, die hier (sehr) kurz umrissenen Aufgaben eines geistes- und kulturwissenschaftlichen Denkens in quantifizierend-ökonomische Parameter zu übersetzen und als bezahlenswerte Leistungen und Produkte auszuweisen. Dass letzteres Problem kein nationales ist, zeigen die Pläne des britischen Wissenschaftsministers, ab dem Jahr 2009 bei dem Verfahren zur Verteilung von Forschungsgeldern an Wissenschaftler und Hochschulen (Research Assessment Exercise/RAE) die Qualität der Forschung vor allem auf statistischer Basis zu bewerten. Kritiker hüben und drüben sehen diese Methode für natur- und ingenieurwissenschaftliche Fächer als geeignet an, weniger aber für die Geisteswissenschaften.
2. In dem Versuch, alle Arbeitsschritte der wissenschaftlichen Forschung und Lehre minutiös zu kontrollieren, werden Freiräume für das ergebnisoffene und zweckfreie Nachdenken als Basis allen Forschens ausgemerzt.

Denn welche aufs Nachdenken verwendete Stunde nun nützlich oder unnütz war, lässt sich in keine quantifizierende Kosten-Nutzen-Rechnung übertragen. Die zentrale Botschaft des Wissenschaftsrates in den am 27. Januar 2006 verabschiedeten „Empfehlungen zur Entwicklung und Förderung der Geisteswissenschaften in Deutschland“ lautet daher: Wer den international, insbesondere in den als Vorbild übermäßig herbeizitierten amerikanischen Hochschulen immer noch hochangesehenen Forschungserfolg der Geisteswissenschaften in Deutschland erhalten oder gar steigern will, muss den daran Beteiligten vor allem eines zur Verfügung stellen: Zeit.

3. In der die Bildungspolitik dominierenden Rhetorik der Marktmechanismen besteht aus der Perspektive der Universitäten die Krise darin, dass die Nachfrage das Angebot bei weitem übersteigt. Während die Hochschulrektorenkonferenz eine Betreuungsrelation von Professor zu Studierenden von 1:60 als die absolute Obergrenze markiert und Wolfgang Frühwald, Präsident der Alexander von Humboldt-Stiftung und der erste Geisteswissenschaftler in diesem Amt, eine Relation von 1:94 als untragbar beklagt, besteht die Wirklichkeit (nicht nur) in der Anglistik (nicht nur) an der Universität Kiel in der Relation von 1:300. Unter solchen Umständen ist die Heranführung an ein Denken dessen, was uns als Kultur umgibt, kaum möglich, denn ein Denken, das „den Hintergrundkonsens eingelebter Traditionen und Sprachspiele“ (J. Habermas) sichtbar machen und damit sich selbst in den Rücken schauen will, kann nicht gepaukt, sondern nur eingeübt werden. Übung braucht Gelegenheit, Zeit, Engagement und nochmals Zeit.

Kulturlandschaften lesen lernen

Selbst unter optimalen Bedingungen winkt als Ergebnis geistes- und kulturwissenschaftlicher Forschung und Lehre keine Orientierung im Sinne der Vorgabe von Werten oder von Antworten auf Sinnfragen. Die so verstandene „Gier nach Ordnung“ (H. Willke) ist angesichts immer komplexer werdender Kulturen und Gesellschaften und eines auch von Experten nicht mehr kontrollierbaren lateralen Weltsystems zum Scheitern verurteilt. Unvereinbare Gegensätze innerhalb einer Kultur oder im globalen Kontext können unter diesen Bedingungen nicht auf Sinneinheiten zurechtgestutzt werden, sondern müssen als jene Kontingenzen begriffen werden, aus denen Innovationen erwachsen, aus denen die Zukunft sich speist. Die Stelle fixer Ordnungssysteme wird eingenommen durch eine Wissensökonomie, in der Wissen als Prozess und als Produktivfaktor der Dynamik der kulturellen und gesellschaftlichen Entwicklung folgt, diese aber auch entscheidend mitbestimmt. Die aus der Außenperspektive als Definitionsschwäche ausgelegte polyphone Verfasstheit der Geistes- und Kulturwissenschaften ist Bedingung und Basis einer interdisziplinär angelegten Grundlagenforschung für ein – immer nur vorläufiges – Verständnis dieser durch Differenz und Prozessualität charakterisierten kulturellen Wirklichkeit.

Die heutigen Geisteswissenschaften liefern keine Sinnentwürfe und formulieren kein Zukunftsziel. Sie entwerfen – je nach Fachperspektive unterschiedliche – Landkarten unserer und fremder Kulturen und lehren, diese zu lesen, eventuell gar selbst zu entwerfen. Über die Verwendung der Karten und die anvisierten Ziele, die zu erreichen sie von Nutzen sein könnten, entscheidet nicht der Kartograph.